Allgemeine

Konservative Monatsschrift

für das

christliche Deutschland.

Jahrgang XLVII.

Begründet 1843 als „Volksblatt für Stadt und Land". Fortgeführt durch Martin v. Nathusius.

Herausgeber

D. v. Oertzen, Schwerin i./M. u. Prof. Dr. M. v. Nathusius, Greifswald.

1890. Januar—Juni.

Leipzig,

Verlag von Georg Böhme Nachf.

E. Angleich.

Inhalt.

Seite

Philippos. Eine Studie von Pontus Wikner 1
Skizzen aus Portugal. Von L. E. 21
Von den Eltern Zinzendorfs. Von G. E. v. Natzmer 30
v. Clausewitz. Nachrichten über Preußen in seiner großen Katastrophe von Balck . 38. 155
Freiherr von Stein. Weiland koburg.-gothaischer Staatsminister. Von Gust. Schlosser 44
Deutsche Lieder aus Tirol. Im Anschluß an die Waltherfeier zu Bozen am 15. Sept. 1889. Von Dr. Freybe 63
Berliner Brief. Von Johannes Siegbalt 71. 185. 302. 407
Der Klausner von Stappenfels. Von Gustav u. Ina v. Buchwald 113
Das bürgerliche Gesetzbuch 139
Zinzendorf im Verhältnis zu seiner Mutter in den Jahren 1739 bis 1742. Von G. E. v. Natzmer 142
Archipoeta. Ein Dichter des 12. Jahrhunderts. Von Dr. Eberhard Schalden . 161
Die Bjäshin Wiese. Russische Skizze, bearbeitet von Dr. jur. Oertel-Zittau . . . 171
Zeichen der Zeit. „Fremdwörter" von Otto Kraus 206
Gustav Jahn. (Mit Porträt) 225
Eine deutsche Dichterin vor 100 Jahren. Von Martin von Nathusius . 238. 382
Aus der Jugendzeit Zinzendorfs. Von G. E. v. Natzmer 249. 482. 610
Inner-Afrika 264
Eine wohlthätige Frau (Herzogin Galliera). Von C. M. Serres 268
Sankt Wendel zum Stein. Erzählung aus der Zeit des 30jährigen Krieges. Von Julius Hartmann 276. 347
Eine Litteraturgeschichte mit neuen Gesichtspunkten 297
Gustav Schlosser. (Mit Porträt) 337
Döllinger 370
Zum Gedächtnis Karl Geroks. Von Immanuel Weitbrecht 392
Kaiser Wilhelms Unterrichts-Erlaß und Verwandtes. Von Th. A. Brachmann . 403
Zeitgedichte. Die Halben — Opportunismus 432
Die hundert besten Bücher. Von Otto Kraus 449
Zehn Jahre deutscher Geschichte und Heinrich von Treitschke. Von A. W. . . 458. 569
Vor sechzig Jahren 473
Die heilige Barbara. Novelle von L. von Kade 490
Skizze a. d. Leben einer dienenden Schwester. Von Anastasia, Gräfin von Pappenheim 520
Ein Briefwechsel 582. 640
Das Fräulein. Erinnerungen von B. Leporin 545
Theater und Kirche. Ein Beitrag zur grundsätzlichen Beurteilung ihrer Stellung zu einander. Von Heinrich Steinhausen 561
Der Mann seiner Frau. Novelle von Max Eisenträger 587
Apollo Stroganoff. Zum neuesten Stand der Frage nach der Ergänzung des Apollo von Belvedere. Von Dr. Otto Adalbert Hoffmann-Metz 617
Berliner Kirchennot. Im Zusammenhange dargestellt von Eduard Anders . . . 627
Bismarck-Litteratur. Von A. W. 635
Monatsschau 83. 193. 307. 415. 537. 647
Neue Schriften 95. 209. 321. 433. 548. 657

Eine deutsche Dichterin vor hundert Jahren.*)

Von

Martin von Nathusius.

VI. Spätere Poesieen und litterarische Beziehungen.

Wer die junge Dichterin durch ihre Jugend begleitet und an ihrem anmutigen Wesen Freude gefunden hat, wird nicht ungern noch etwas aus ihrem späteren Leben vernehmen.

Ich kann und muß mich aber bei diesem Teil meiner Aufgabe viel kürzer fassen, als bisher. Das Wesentliche in ihrem Leben, soweit es ein größeres Publikum interessiert, war die Entwicklung. Die klare, lebendige, heitere, gemütvolle Seele hat als solche auch später noch viel Freude gemacht und Freunde gefunden, doch ist nichts aus ihrem Leben zu vermerken, was auf ihr inneres Leben tieferen Einfluß gehabt und demselben eine neue Richtung gegeben hätte. Es kommt also nur noch darauf an, zu schildern, wie die Originalität des Mädchens der Frau und Greisin anstand und wie ihr Dichtersinn die Freuden und Sorgen der Gattin, Hausfrau, Mutter und Großmutter auffaßte. Und das kann in kurzen Strichen geschehen. Dazu kommt, daß ihre Poesie, deren Charakterisierung in den früheren Abschnitten zugleich zur Einführung in das Geistesleben und Dichten der Zeit diente, auf dem einmal gewonnenen Standpunkt stehen blieb. Nachdem Schiller und Goethe und dann die Romantiker die deutsche Litteratur schon auf ganz andere große und gewaltige Bahnen hingerissen hatten, dichtete Philippine immer noch in der einfachen und empfindsamen Weise Hagedorns und Pfeffels, säumte ein übersandtes Gericht märkischer Rüben mit Schinken und Verschen, besang die Geburtstage ihrer Enkel oder den ihrem Manne zum Geburtstag geschenkten Geldbeutel. Bei letzterem heißt es:

So gehts in der Welt,
Der eine hat den Beutel, der andere das Geld!
Die niedlichste seidne Börse ist mein,
Doch kommen nur selten Bewohner hinein.
Und des Geldeinnehmers Hochwohlgeboren
Haben die Börse zerrissen — verloren —
Und brauchen fürwahr jetzt das Geld aus den Taschen,
Wie Knaben Rosinen und Nüsse knacken.

*) Anm. d. Red. Durch die Versetzung des Herrn Professor v. Nathusius von Barmen nach Greifswald ist eine Unterbrechung in dieser Publikation eingetreten. Wir denken aber, daß auch nach der Pause unseren Lesern der Schluß willkommen sein wird.

Sie schenkt deshalb einen neuen Beutel und sagt von ihm:

Aus Vorsorg ist er groß gekauft,
Glück, mach daß er bald überlauft!
Denn mehrt sich deines Gehaltes Nummer,
So drückt uns Glückliche ja kein Kummer.

So viel Freude nun auch diese Hausgarten-, Küchen- und Familienpoesie denen gemacht hat, die das Glück genossen, mit Philippinen in näherem Umgange zu stehen, so wenig kann noch von einem Mitleben der litterarischen Entwicklung des Zeitalters die Rede sein. Auch ihre tiefer greifenden Lieder der späteren Zeit führen nicht über das hinaus, was etwa die Gellertsche Epoche bietet. Und so ist es ganz begreiflich, wenn sie gegen den Schluß ihres Lebens, wie im 1. Abschnitt schon mitgeteilt ist, humoristisch klagt: Ja, früher galt ich wohl etwas, aber jetzt kräht kein Huhn und kein Hahn nach mir.

Natürlich war dies nicht so ganz schlimm gemeint und sie hat nicht nur in Kassel wieder einen großen Freundeskreis gewonnen, sondern auch mit der Oeffentlichkeit noch genug Beziehungen unterhalten. Bei der Beschreibung dieses späteren Lebens aber werde ich nicht in der geschichtlichen Reihenfolge bleiben, sondern mehr die verschiedenen Seiten desselben nach der Reihe im Zusammenhang vorführen: ihre Poesieen und deren Schicksale, ihren weiteren Verkehr und ihr Familienleben. Zunächst gebe ich einen kurzen Abriß ihrer äußeren Schicksale.

Wie wir schon hörten, fand im November 1780 ihre Verheiratung statt. Ihr Mann war damals „Kriegs-Sekretär" bei der Regierung zu Kassel, wo er — durch die verschiedenen Schicksale und Regierungsformen hindurch in der Verwaltung thätig — als Geheimer Kriegsrat am 27. Januar 1818 starb. Philippine lebte noch als Witwe weiter in Kassel bis zu ihrem am 28. September 1831 erfolgten Tode. Ihre zehn Kinder, fünf Söhne und fünf Töchter, die von 1781 bis 1800 geboren sind, haben sie sämtlich überlebt. Die älteste Tochter, Caroline, blieb unverheiratet in Kassel; ebenda war der älteste Sohn, Wilhelm, Oberappellationsgerichtsrat, an dessen Hause sie später die Hauptanlehnung hatte. Die zweite Tochter, Luise, heiratete 1808 den damals sehr bekannten und angesehenen Magdeburger Kaufmann Gottlob Nathusius, der als Reichsstand des Königreichs Westfalen in Kassel im Engelhard'schen Hause wohnte. Der Verkehr mit ihm und der Aufenthalt auf seinen Gütern bei Magdeburg, Althaldensleben und Hundisburg, spielte besonders in ihrem Witwenleben eine große und angenehme Rolle. Durch diese Beziehungen kamen auch die drei noch übrigen Töchter in das Magdeburgische als Gattinnen ehrenwerter Männer und (außer der jüngsten, Johanna) Mütter zahlreicher Kinder. Auch die übrigen Söhne, die teils als Beamte in Hessen blieben, teils auch der Schwester nach Sachsen folgten, hatten zum Teil recht zahlreiche Familien. Der Enkel und Enkelinnen, die bis zu ihrem Tode geboren wurden, zähle ich gegen 40. Als letzte von Philippinens Kindern starb Frau Luise Nathusius 1875 zu Althaldensleben in dem hohen Alter von 88 Jahren, 37 Enkel und Enkelinnen standen an ihrem Grabe und ihre Enkel und Urenkel tragen noch heute unter ihren Vornamen den Namen „Engelhard". —

Aus diesen Notizen schon läßt sich entnehmen, wie viel Gelegenheit Philippinens Poesie hatte, Familienfeste und Familiengelegenheiten zu verschönern. Unter dem Titel „Falsche Prophezeiung" entschuldigt sie in Versen bei ihrem Manne, daß das neue Töchterchen kein Junge sei, und singt:

Doch das Unglück ist so groß noch nicht,
Schön ist Hannchen mit den blauen Augen,
Mit den Lippen, reizend schon im Saugen,
Zart und rund, mit Grübchen im Gesicht.

Wär's ein Knabe — glaub' in wenig Jahren
Könnten wir durch ihn viel Leid erfahren.
Früh lief er auf strohhalmdickes Eis,
Brennte Pulver — lief in Fluß zum Baden —
Raufte sich wohl gar mit Kameraden,
Käm daheim — beschmutzt und glühend heiß.

Und ob dies Genie — denn ohne Zweifel
Gäb' es doch so einen kleinen Teufel,
Gut geriete, ist die Frage noch.
Doch die Mädchen lern' in jungen Tagen
Ich schon an, sich Freuden zu versagen,
Sich zu schmiegen in Verleugnungsjoch.

Fleiß wird stets die kleinen Hände regen,
Und in Krankheit werden sie mich pflegen;
O wann thät dies auch der beste Sohn?
Vielen Vorteil könnt' ich dir noch sagen —
Doch du sprichst: Hörst du mich denn schon klagen?
Lieb' ich nicht das kleine Hannchen schon?

Und wie sie ihre Kinder besingt, so singt sie in des Enkels Seele an seinem zweiten Geburtstage, sendet poetische Episteln an ihre Geschwister, an ihren Sohn auf der Universität, an eine Freundin, die Stiefmutter von sechs Knaben ward u. s. w. u. s. w.

Aber sie trat auch aus dem Familienkreise heraus, um zu wichtigeren und allgemeineren Ereignissen Gelegenheitsgedichte zu machen. Sie feiert Friedrich Wilhelm III. und Luise bei deren Anwesenheit in Kassel 1799, beglückwünscht den Markgrafen Karl Friedrich beim Antritt der Regierung in Baden u. s. w., und besonders war es die Wiederherstellung der alten Regierung im Jahre 1813, die ihren Dichtergeist anregte; fünf Gedichte stehen hinter einander in der dritten Sammlung ihrer Lieder, welche dies Ereignis feiern. Mehrere Gedichte von ihr haben wir, die nach Konzerten berühmter Künstler entstanden, so nachdem sie Henriette Sontag gehört, die Catalani und Paganini. Ein Gedicht über den Einzug in Paris und Napoleons Flucht und Entthronung wurde „zum Besten der Angehörigen armer hessischer Soldaten" besonders herausgegeben. Ich gebe den Anfang davon, als Probe dieser ihrer politischen Gedichte:

O Wonne! daß Neues, wie Fabeln und Mähren,
So wunderbar plötzlich die Völker erfreut!
O Wahrheit nach Hoffnung! Nach langem Zerstören
Wird endlich aus Fesseln die Menschheit befreit.

Es zog in die Hauptstadt verblendeter Franzen
Der herrliche dreifache Fürsten-Verein.
Nicht raubend, nicht mordend. Zum Besten des Ganzen.
Schutzheilige, strahlend mit ewigem Schein!

Nach einer Anrede an das gebeugte Paris und einer Verherrlichung der Sieger, zu denen auch Hessen seine besten Söhne, vor allen den Kurprinzen, gestellt hatte, kommt die Einleitung der Bitte:

Ach, aber ein Schmerz ist, der ebbet und flutet
Durch Tage voll Mangel, durch einsame Nacht;
Schon sind viele Hessen im Kampfe verblutet,
Und dürftige Weiber zu Witwen gemacht. . .

In mancher Gebärerin schmerzlicher Stunde
Da fehlte der Tröster, die Arme voll Kraft;
Und um sie erschallte aus nüchternem Munde:
Ach, käme der Vater, der Brot uns verschafft.

D'rum höret mich jetzo, daß Gott Euch erhöre,
Ihr, welche das eiserne Schicksal nicht traf.
Ihr freut Euch der Lerchen, der Nachtigall-Chöre,
Der Blumen, der Blüten, der grünenden Saat.

Vermehrt diese Lust auf die edelste Weise,
Wollt gebend doch diese Verlass'nen erfreun!
Für Weiber und Kinder, für Kranke und Greise,
Ach laßt mich die fröhliche Sammlerin sein!

Sehr erfolgreich waren ähnliche Bitten von ihr, die sie in dem strengen Winter von 1812 auf 13 in der Kasseler Zeitung ergehen ließ, in der sie sehr beweglich die Leiden der Armen aus ihrem mitfühlenden Herzen heraus schilderte. Und noch erwähne ich ein patriotisches Gelegenheitsgedicht, das die 74jährige Greisin am 11. Dezember 1830 über „die Revue der Bürgergarde" singt, das, wenn es uns auch fast wie eine Parodie erscheinen will (etwa wie das Lied der hölzernen Soldaten in dem Kinderbuch „König Nußknacker": Wir sind schlimme Kerle wir, schlimmer als das Tigertier), doch aus einem wirklich begeisterten und vaterländischen Herzen kam. Es beginnt:

Die Bürger waffnen sich an allen Enden
Für Eltern, Weib und Kind und ihren Herd.
Sie wollen schützen, schlimmes Schicksal wenden,
Und wieder steigern Bürgerstandes Wert.
Sie dulden Zwietracht und Empörung nicht;
Ihr Mut sieht kühn dem Tod ins Angesicht.

Doch damit sei es der Proben von dieser Art der späteren Poesie Philippinens genug. Schon als junge Frau hörten wir sie mit Bürger über die Herausgabe einer zweiten Sammlung reden, die denn auch wirklich 1782 herauskam, und ihre Bemühungen um Abonnenten, für die sie sich von Bürger Rat erholte, waren von dem Erfolge gekrönt, daß sie die Liste derselben mit 20 Personen aus regierenden Häusern eröffnen konnte, denen dann noch etwa 350 andere Namen folgen. Eine letzte Sammlung gab sie 1821 heraus. Während die zweite in demselben Dietrich'schen Verlage zu Göttingen erschien, wie die erste, übergab sie die dritte einem Neffen, dem Buchhändler Georg Eichhorn in Nürnberg.

Auch diese letzte Sammlung wurde von der Kritik sehr wohlwollend aufgenommen, wenn man den Besprechungen auch die gewisse pietätvolle Rücksicht auf die alte Dame anmerkt, die einst eine gefeierte Dichterin gewesen. So heißt es in dem „Literatur-Blatt" vom 15. Januar 1822: „Diese neuen Gedichte mahnen an eine gute alte Zeit. Daß die Dichterin nicht mehr jung ist, sagt dem Unkundigen (die Litterarhistoriker wissen, daß sie schon um die Zeit der Karschin sang und später in die reineren Töne des Göttinger Dichterbundes stimmte) ihr in Kupfer gestochenes höchst einnehmendes Bildnis, die Jahrzahl von dem ersten der chronologisch geordneten Gedichte (1783) und das Lied S. 275 „in die Seele eines Enkels" gedichtet. Der Charakter ihrer Lieder ist echte Weiblichkeit, die dem leidigen Genialitätsdrange der heutigen Sängerinnen als Muster vorgehalten werden könnte. . . Nicht die Amazone, nicht die Weltphilosophin, nicht die Staatsfrau (oder Staatsmännin), nicht die psychologische Somnambule, nicht die schwärmerische Geisterseherin, nicht die in Liebesunglück verliebte und mit der minnevollen Ritterzeit buhlende Muse hören wir singen; es ist die Tochter, Schwester, Freundin, Bürgerin, Gattin und Mutter, welche in den einfach-klaren Weisen die Empfindungen und Gedanken uns kund thut, welche die Verhältnisse des weiblichen Lebens in einer rein weiblichen Natur zu erregen geeignet sind ꝛc. . ." Am Schluß heißt es: „Einzelne Flecken in der Form zu rügen, ist nicht am Platz; die Dichterin selbst ist über die Lehrjahre hinaus und die Jugend wird besser durch die Rüge ihrer eignen Fehler zurechtgewiesen."

Das „Journal für Literatur, Kunst, Luxus und Mode“ Julius 1821: „Es durchweht diese Gedichte ein so inniges Gefühl des häuslichen Glücks, ein so frischer Hauch der Liebe für ihre zahlreiche Familie und Freunde, daß unvermerkt der Leser im traulichen Kreise heimisch wird und an den Familienereignissen theilnimmt und der Geist der Zufriedenheit auch ihn erfaßt und kühnere Wünsche in seiner Seele schweigen läßt. Der Zufriedene macht keine höheren Ansprüche, denkt nicht daran, daß Dichtkunst nicht innerhalb so enger Schranken eingeschlossen sein dürfe: höchstens fällt es ihm ein, daß die Gelegenheitsgedichte für ihre Lieben der Verfasserin doch besser gelingen, als wenn sie Potentaten besingt, und vornämlich als wenn sie ohne besondere Veranlassung sich ins Gebiet der Romanze, der Ode u. s. w. versteigt. Auch dürfte es denn doch wohl befremden, daß eine so anspruchslose, so einfach natürliche Frau sich so oft als Dichterin ankündigt und dem Himmel dankt, der ihr solch ein ausgezeichnetes Talent verliehen.“ — Dieser letzte kleine Hieb geht auf eine allerdings vorhandene Eigentümlichkeit Philippinens, die sich aber sehr natürlich aus dem Aufsehen erklärt, das ihre ersten Poesieen in der Dichterstadt Göttingen machten.

Endlich führe ich noch den Dresdener „Wegweiser im Gebiete der Literatur“ an, der der würdigen Matrone, welche diese Lieder sang, den Dank aller derer ausspricht, „die gern bei dem einfachen Ausdruck herzlicher Empfindung, heiterer Lebensansicht oder selbst unschuldig neckenden Humors verweilen. . . Es ist die echte Hauspoesie, wie sie zur Verschönerung des täglichen Lebens die umgebenden Gegenstände freundlich auffaßt und in geregelter Form beschreibt. . . So wenig wir auch wünschen können, daß reicher begabte Geister und freiere Gemüter sich auf sie beschränken, so thut es doch gewiß auch mancher Seele wohl, hier das wieder zu finden, was eben ihr Bedürfnis nicht überschreitet und ihr vollkommen verständlich ist.“ —

Die nach dieser letzten Sammlung gedichteten Lieder sind entweder auf besonderen fliegenden Blättern gedruckt, oder in Zeitungen und Zeitschriften erschienen, im „Gesellschafter“, einer Nürnberger Blumenlese, der „Kasselschen Allg. Zeitung“, der „Charis, Rheinische Morgenzeitung für gebildete Leser“, der „Pomona“ u. s. w.

Aber nicht nur mit eigenen Poesieen beschäftigte sich Philippine. Im letzten Jahre vor ihrem Tode erschienen (bei Bohné in Kassel): „Lieder von Béranger. Nach dem Französischen treu übersetzt von Philippine Engelhardt, geb. Gatterer.“ — Es war ein gewagtes und von einer alten Dame überraschendes Unternehmen, diesen französischen Dichter in deutsche Verse zu bringen. Doch hat sie dasselbe mit vollem Bewußtsein davon, auch mit bestimmtem Ausspruch dessen, was sie zu vermeiden, und was sie sogar zu streichen hätte, ausgeführt. Eine Besprechung dieses Werkchens in den „Blättern für literarische Unterhaltung“ von Brockhaus in Leipzig (15. Februar 1830) ist an sich mit so viel Verständnis und Feinheit geschrieben und gewährt einen so guten Blick in die litterarischen Zustände jener Zeit, daß ich mir nicht versagen kann, einige Mitteilungen daraus zu machen.

Das Jahr, in welchem diese Kritik aufgeschrieben ist, bezeichnet einen Wendepunkt auch für die deutsche Litteratur. Die Pariser Julirevolution von 1830 entfesselte mit einem male eine Reihe von Geistern, welche bisher nur in verschwiegener oder wenigstens stiller Opposition gegen die öffentliche Meinung beharrt hatten, die im ganzen noch von dem Gedanken der Verwerflichkeit der Revolution getragen war. Vor 1830 giebt es in der deutschen Litteratur keine politischen und keine anderen religiösen Gegensätze, als wie sie etwa von der Romantik gegen die herrschende klassische Richtung vertreten waren. Wir Menschen der zweiten Hälfte des Jahrhunderts können uns diesen Zustand nicht denken, weil seither die Parteigegensätze in der Litteratur außerordentlich scharf hervorgetreten sind. Schon ist es vielleicht wieder etwas anders geworden, aber es gab doch in den funfziger und sechziger Jahren Zeiten, wo man auf Seiten der herrschenden litterarischen Richtung von einer christlichen Litteratur garnichts wußte und wo sich die christlichen Blätter wiederum mit „weltlicher“ Litteratur nicht beschäftigten.

Von derartigen gesonderten Strömungen wußte man damals nichts. Eine gewisse edelmütige Frömmigkeit ohne bestimmte christliche Färbung wurde, wo sie hervortrat, gern gesehen, wo sie fehlte, nicht vermißt. Auch an Philippine Engelhardt selbst ist mir diese Harmlosigkeit im Verkehr mit den verschiedensten Geistern aufgefallen. Wir hörten schon von ihr, welche herzliche Berührung sie mit Lavater hatte.*) Eine Karte liegt mir vor, auf der Jung-Stilling eine Dame als Geistesverwandte der edlen Philippine Engelhardt-Gatterer empfiehlt und sich dabei als „Ihr Freund Stilling-Jung" bezeichnet. Und dieselbe wieder schreibt an J. Grimm, mit dem sie in Kassel verkehrte: „Vermutlich wird der Doktor Börne aus Frankfurt gewagt haben, den einzigen großen Gelehrten in Kassel zu besuchen. Er kommt auf heut Abend zu mir. Wenn er Ihnen auch gefallen hat wie mir, so erzeigen Sie mir doch die Ehre und machen mir die Freude, auch ein Stündchen mit uns zu verplaudern." Grade der zuletzt genannte Name aber erinnert uns an den Umschwung. Es waren ja die beiden Juden, Heine und Baruch, genannt Börne, welche das junge Deutschland gegen das Christentum in die Waffen riefen und mit ihrem Gift die deutsche Litteratur zersetzten. Der philiströse „Ritter vom Geist", Gutzkow, begann seinen Feldzug gegen die väterliche Religion, Herwegh dichtete die kreuzesfeindlichen Lieder, in denen heute die Sozialdemokraten ihre innerste Gesinnung zum Ausdruck bringen u. s. w. Und da von der anderen Seite das evangelische Bewußtsein erwacht war, kirchlich-christliche Kritik angelegt und das deutsche Geistesleben für das Christentum zurückzuerobern versucht wurde, so konnte der scharfe Gegensatz nicht fehlen.

Ich bitte nun, sich diesen Umschwung zu vergegenwärtigen und daraufhin die folgenden Mitteilungen anzusehen, die den deutlichen Stempel der Zeit vor demselben an sich tragen. Es heißt: „Es ist eine mißliche Sache, den Béranger zu übersetzen, wenn derjenige, der ihn übertragen will, eine deutsche Natur hat, und sich deren bewußt ist. Das, was jenen Dichter seinen Landsleuten so lieb macht, was uns Deutschen fehlt und sogar zuwider ist, besteht in jenem unverwüstlichen Leichtsinn, der die Jugend überdauert und einen Franzosen bis ins späteste Alter begleiten darf und soll, wenn er von der großen Welt als recht liebenswürdig gepriesen werden will. Jener Leichtsinn ist sehr verschieden von dem leichten Sinn, dessen unschuldige Fröhlichkeit wol auch der Deutsche an älteren Leuten angenehm findet; es ist vielmehr ein beharrlicher Muthwille, der den Gesetzen der Sittlichkeit Hohn zu sprechen und das Heilige zu bespötteln nicht müde wird, und der zum Glück unseren Landsleuten selbst in der Jugend fremd ist. Wenn der junge Deutsche Abgötterei mit dem Irdischen treibt, so vergöttert er es wenigstens wirklich und glaubt in einer Welt der Ideale zu leben, grade dann, wenn er sich in den Strudel der Sinnlichkeit stürzt; diese Stimmungen sind in der deutschen Poesie vielfach ausgedrückt und regeln sich am vollständigsten in Schlegels „Lucinde" und anderen Produkten der romantischen Schule; aber das Gemeine, mit dem Bewußtsein, daß es ein Gemeines und Nichtiges ist, zu schildern und zu verherrlichen, und nichts Höheres darüber zu erkennen. ja alles Höhere zu leugnen und als albernen Wahn zu behandeln, daran hat die deutsche Muse, so lange sie sich nicht (wie Wieland und seine Nachahmer einigermaßen gethan) ihrer Nationalität entschlagen hat, nicht gedacht. Uebrigens glauben wir, daß sich selbst in Frankreich eine andere Aera der Poesie vorbereitet, und an den gefeiertsten jungen französischen Dichtern, Lamartine u. s. w. ist . . . nichts von jener Frivolität zu finden, die doch auch in Frankreich hauptsächlich der Extract des 18. Jahrhunderts und nicht gerade nothwendiger Bestandtheil des Nationalcharakters zu sein scheint. Dennoch wird wol Béranger noch lange der französische Volksdichter bleiben ꝛc. . . ." — Nachdem dann gesagt worden, daß er doch ganz gut in das Deutsche übertragen werden könne, weil unserer Sprache Hauptcharakter, Zucht

*) Lavater wurde 1786 nach Bremen berufen, reiste auch hin, blieb aber nicht dort. Damals wird er auch durch Kassel gekommen sein (vgl. Brief an Merck p. 483 ff.).

und Würde, auch schon andere Proben überstanden hätte, — heißt es weiter: „Und grade in dieser Hinsicht erfreut uns das sonderbare Phänomen, das wir anzukündigen haben: eine Uebertragung Béranger'scher Lieder — durch eine deutsche Matrone. Hier, wenn irgendwo, ist die Triebfeder nicht in einem unwürdigen und undeutschen Kitzel der Phantasie, sondern im unbefangenen Gefühle der Schönheit zu suchen; hier, wenn irgendwo, ist Mäßigung und Sittsamkeit selbst auf schlüpfrigem Pfade zu erwarten. Und so sagt denn auch die Uebersetzerin recht schön in ihrem Vorwort (und ich gebe dies Citat als höchst bezeichnend für Philippine wörtlich wieder): „Wie einem schönen talentvollen Knaben, den ein feiner Cirkel kennen lernen will, den sein Muthwille aber eben in Pfützen und Dornbüschen herumtrieb, die Mutter erst Haar und Kleid ordnen, Hände und Gesicht säubern muß; und wie sie die schmutzigen Spielzeuge und die Armbrust mit dem unheilbringenden spitzigen Bolzen ihm entreißt — und ihn dann einführt; und er Alles entzückt durch seinen Geist und Witz und die zarteste Gutmüthigkeit (ein wenig Schelmerei muß ihm bleiben, sonst wäre er nicht er selbst): so mußte ich alte Dichterin mit Herrn von Béranger verfahren. Und so erlauben Anstand und Rücksicht, ihn der gesitteten deutschen Lesewelt darzustellen." — Die Rezension erkennt dann an, daß Philippinen ihr Vorhaben trefflich gelungen sei: „Die Grazie seines Leichtsinns und sein gutmüthiger Humor, der wenigstens uns Deutschen allein einen so fleischlich gesinnten Dichter leidlich machen kann, sind ihm in der Uebertragung unserer Dichterin geblieben, und die holde Leichtigkeit des Originals ist aus der deutschen Nachbildung nirgends ganz verschwunden. Hierin besonders hat sich die Uebersetzerin als Dichterin erprobt, denn ohne eigenen Dichtergeist wäre diese Schwierigkeit nicht zu überwinden gewesen." —

Aus einem Briefe Gustav Schwabs ersehe ich, daß er der Verfasser dieser Anzeige gewesen ist. Philippine hatte sich an ihn gewandt und er antwortet unter dem 12. Dezember 1829: „Hochverehrte Frau! Ihre gütige Gabe, Ihr herzlicher Brief hat mich überrascht und verpflichtet mich zu lebhaftem Danke. Mit Vergnügen sage ich ein öffentliches Wort über Ihre, wie mir scheint mit Dichtergeist und Leichtigkeit nicht nur übersetzten, sondern deutsch und sittsam gemachten Lieder des geistvollen, leichtsinnigen Béranger, der freilich am entgegengesetzten Pole der französischen Poesie singt, mit meinem schwermüthigen Lamartine."

„Daß Sie auf einer vorgerückten Laufbahn Kaltsinn und Gleichgültigkeit erfahren, begreife ich, wenn ich sehe, wie es gegenwärtig auf dem Parnaß und krit. Forum hergeht. Man darf nur kaum zwanzig Jahre singen wie ich, so ist einen das deutsche Publikum schon ganz gewohnt und hat schon wieder sechs neue Liedermoden durchgemacht. Doch was thut's? Das Lied, das aus der Kehle dringt, ist Lohn der reichlich lohnet!"

„Mit Rührung habe ich das Bild gelesen, das Sie mir von Ihren häuslichen Verhältnissen entwerfen; ich denke mich mit einer lieben Frau und vier oder bald fünf Kindern schon so reich; und nun zehn Kinder, dreißig lebende Enkel, und fortblühende Liedergabe und warmen Sinn für das Streben Jüngerer — da können Sie sich wohl über Welt und Kritik wegsetzen."

„Lebhaft erinnere ich mich, daß mir Ihr Dichtername schon in früher Kindheit begegnet ist; war es nicht in Cottas Flora zwischen 1797—1804? Damals dachte ich nicht, daß die Dichterin mich einst noch so freundlich begrüßen und eine Freude an dem haben würde, was ich singe."

„Im Lit. Blatt des Morgenblattes werde ich Ihre Uebersetzung schwerlich anzeigen können, weil es sehr ungewiß ist, ob ich noch ferner an diesem Blatt mit zu arbeiten habe. Dagegen hoffe ich, stehn mir die Brockhausischen Blätter für lit. Unterhaltung offen, und dorthin will ich mich wenden."

„Erlauben Sie mir, mich mit herzlichem Dank und Verehrung zu nennen Ihren

gehorsamst ergebenen Diener

Gustav Schwab."

Litterarische Beziehungen wie diese brachte sie auch noch mit anderen Größen der damaligen Zeit in mancherlei Verkehr. Das genannte Morgenblatt, das damals ein bedeutendes und angesehenes litterarisches Organ war, wurde eine Zeit lang von ihrer alten Göttinger Freundin Therese Heyne, später der Gattin Forsters, die unter dem Namen ihres zweiten Mannes als Therese Huber schriftstellerte, redigiert. An sie hatte sie sich, ohne zu wissen, daß sie an der Redaktion nicht mehr beteiligt war, einmal gewandt. Und diesem Irrtum verdanken wir den Brief der Huber, den Philippine mit jenem Rückblick auf ihre Jugend beantwortete, welchen ich an die Spitze dieser biographischen Skizze gestellt habe. Aus dem genannten Briefe vom 10. Nov. 1826 teile ich einige charakteristische Stellen mit:

„Meine liebe Freundin, nebst dem viel Wichtigern was sehr jämmerlich Kraft und Geistlos in der Welt getrieben wird, ist die Dichtkunst auch in einer jämmerlichen Verfassung! außer der Begeisterung die in Scherz und Ernst Müller den Griechen zu danken hat,*) de la Vigne's und la Martine's ernstem Genius und einzelnen Fragmenten englischer Dichter kann ich nichts Neues um meiner Freude willen lesen, sondern aus Nothwendigkeit die Zeichen der Zeit zu kennen, und um mit connaissance de cause über die Deutschthümler und spanischen Nachbeter zu lachen. Natürliche Gefühle wie Ihr Gedicht ausdrückt, beseelen selten einen Dichter, und Liebeln, Tändeln, Mondschein und Blümchen besingen zu hören, steht mir nicht mehr an seit mir so manche Blume welkte, und ziemt kaum so lange im Westen und Osten Unmenschlichkeit das Recht zu unterdrücken strebt. . . ."

„. . . Ihre gute Schwester in Nürnberg besuchte ich Ende Mays d. J. Damals war Eichhorn so geschwächt, daß ich erstaunt bin, wenn er noch lebt. Die Begnugsamkeit dieser engelguten Seele ist fast wehmüthiger zu betrachten wie ihr strenges Loos. Sie ist unerschöpflich gut und sie zu begrüßen bei meiner Durchreise nach Bayreuth ist mir immer eine große Freude. Ihre Kinder, bis auf Luise, scheinen mir durch eignen Erwerb versorgt — möge diese den Werth der Freiheit einsehen und bei ihrer Mutter verharren! Hätten wir mehr milde Sitte in dem Innern der Familien, liebten sich Geschwister wie die Nächsten, welche Gott auf einander hinwies, so würden die unverheiratheten Schwestern überall unter ihren Geschwistern Vater, Mutter, Kinder, das heißt: Gegenstände der Liebe, Sorge, Beschäftigung finden. So ist es in der französischen Schweiz, so noch häufig in Frankreich in den Provinzen. Unsere Familiensitten sind aber roh und unsere Neigungen ohne Anmuth. Wir sind zu täppisch wenn wir vertraulich werden, und steif wo es Anstand gilt. Gott bessers! denn an Herz und Geist fehlt es uns nicht. — Mir bedünkt, werthe Frau, Sie hätten genug für Ihre Kinder gethan, um für sie nicht mehr zu arbeiten — wenigstens nicht um ihnen Geschenke machen zu können. Haben Sie Zeit Ihre Feder zu beschäftigen, so thun Sie es um Ihrem lebhaften Geist Gegenstände außer Ihrer täglichen Umgebung zur Bearbeitung zu geben — das erhält seine Spannkraft. Sehr anziehend könnte es sein, wenn Sie bei Ihrem seltnen Talent die Gefühle des Familienlebens zu schildern — wie Ihre Poesien beweisen, einen rein bürgerlichen Roman aus den Zeiten Ihres Jugendlebens schrieben. Unter bürgerlich verstehe ich einen solchen, der Hof und Kriegstheater nie berührt. Unsere Jugendgenossen sind fast ohne Ausnahme dahin — die Sitte von 1770 bis 1780 (etwa?) auf der Universität Göttingen und den kl. Städtchen, den ländlichen Orten, wo Sie sich, wie ich mich erinnere, aufhielten, zu schildern — im Karakter von Sophiens Reisen — wär eine sehr anziehende Unternehmung, und Sie könnten dabei bald als Geißel, bald als Ehrendenkmal Ihre Feder brauchen. Das Netz der Geschichte müßte Ihre Phantasie weben, die Ausmalung fänden Sie 100fach in Ihren

*) Wilhelm Müller (der Griechen-Müller), Dichter tief inniger Lieder im Volkston und vieler von Begeisterung für die griechischen Freiheitskämpfe getragener Gesänge, der kleine Hydriot, die heilige Schar u. s. w.

Erinnerungen. Ich hätte das schon selbst gethan, wenn mein Lebensweg nicht zu romantisch gewesen wäre, um zu einem Roman zu taugen. — Gott erhalte Ihnen Ihre Gesundheit, Ihren raschen Gang, Ihre blonden Haare und Ihre freundschaftlichen Gesinnungen für Ihre Therese Huber."

Wir haben früher schon gehört, in welcher Weise Philippine den hier gemachten Vorschlag ablehnte. Und sie that wohl daran. So trefflich sie auch einzelne Stimmungen der Natur oder des Gemütes geschildert hätte, so wäre ein derartig angelegter Zeitroman doch wohl über ihre Kräfte gegangen.

Wie mit Therese Huber, der Freundin von früher, so stand Philippine noch mit anderen schriftstellernden Frauen in Verbindung, deren Bekanntschaft erst ein späterer Erwerb war. Die Briefe von Frau von La Roche und Elise von der Recke, die ich besitze, führen uns in harmloser Weise in das Geistesleben und Empfinden der Zeit, die Wende des Jahrhunders, ein. Frau von La Roche, Sophie, geb. Guttermann, ist die Freundin Wielands, der von ihr sagt: „Nichts ist wohl gewisser, als daß ich, wofern uns das Schicksal nicht im Jahre 1750 zusammengebracht hätte, kein Dichter geworden wäre." Sie war eine sehr fruchtbare Schriftstellerin in Prosa, ohne hohen Flug der Phantasie, ähnlich wie Philippine meist in den Verhältnissen auch in der Dichtung sich bewegend, in denen sie in Wirklichkeit lebte. Ihre Schriften sind überaus tugendhaft und tragen häufig direkt den Titel einer „moralischen Erzählung". — In dem Briefe an Philippine nach Kassel von 1791 giebt sie sich selbst in charakteristischer Weise: „Freunde suchen unsere Tugenden auf, Tadler unsere Fehler — ich will sehen, wer recht hat — und meine Tugend erhalten — Fehler bessern — aber weder Gram noch Stolz soll Platz in meiner Seele haben." — Ueber Philippinens Dichtungen sagt sie: „Ich liebe unendlich, daß Sie so gern und so lieb von Kinderstuben und Hauswesen sprechen können, es ist immer die erste, schönste und wichtigste Bestimmung unseres Geschlechts ꝛc." —

Bekannter ist die zweitgenannte, Elise Gräfin von Medem aus Kurland, die nach trüber Jugend mit 16 Jahren an einen Herrn von der Recke verheiratet wurde, der durchaus kein Verständnis für sie hatte, was zu Auftritten führte, die sie aus dem Hause und später zur Scheidung trieben. Sie lebte nun meist in Deutschland, Berlin, Dresden, Karlsbad, Altenburg und Löbichau bei Altenburg, dem Besitz ihrer Schwester, der Herzogin von Kurland. Bekannt machte sie sich zuerst durch Reiseskizzen, die sie unter dem Titel „Briefe einer Kurländerin" herausgab. Aus einer an Schwärmerei grenzenden, aber positiv gerichteten Frömmigkeit ging sie allmählich in den richtigen Rationalismus über und trat für Tugend und Vernunft ein. Besonderes Aufsehen erregte ihre Schrift: der entlarvte Cagliostro, der den höchsten Beifall des bekannten Aufklärers Nicolai fand. Später lebte Tiedge, „der edle Sänger der Urania", in ihrem Hause. Sie starb in Dresden 1833.

Wie Frau von der Recke mit Philippine bekannt geworden ist, habe ich nicht ermittelt. Doch stand sie schon im Jahre 1800 Gevatter bei deren jüngster Tochter, die wohl nach ihr den Namen Elise erhielt. Briefe von ihr liegen mir vor aus den Jahren 1802—1826. Der frühste derselben ist für die Anschauungen der Schriftstellerin und der Zeit, der Kreise, aus dem Philippine ihre Anregungen erhielt und in dem ihr Geist lebte, so charakteristisch, daß ich einige Mitteilungen daraus zu machen mir nicht versagen kann. Es sind nicht unwichtige Beiträge zur Kulturgeschichte. Elise schreibt:

„In diesem Lande der Erscheinungen, Theure, lebt wohl Niemand, für den sich nicht auf dem Pfade des Lebens verwundende Dornen unter die blühenden Blumen mischen. — Die Mutter so wohlerzogener Kinder als die Ihrigen sind, findet nach meinem Gefühle in diesem holden Häuflein mit das beste Lebensglück. Wenn ich Sie mir noch in Ihrer häuslichen Beschäftigung, im Kreise dieser aufblühenden Jugend denke, dann freue ich mich im Stillen Ihres kommenden Alters. Ich weiß nichts ehrwürdigeres, nichts glücklicheres als eine Mutter, deren Alter durch wohlerzogene Kinder

gepflegt wird, und die dann der zu allen Zeiten empfänglichen Jugend mit weiser Liebe die Erfahrungen ihres Lebens mittheilt. Wer dies höchste Lebensglück entbehrt, lebt meiner Ueberzeugung nach nur halb. So dacht, so fühlte ich seit meinem 20. Jahre, wo mein einziges Kind starb; so denke ich auch jetzt, wo die Vorsehung mir durch die Freundschaft bewährter Freunde, diese trübe Lücke einigermaßen gefüllt hat, und wo hie und da ein junges Wesen lebt, das mich mit kindlichem Gefühle liebt, weil es mir gewissermaßen seine Bildung des Geistes und Charakters zu danken hat. . . .

. . . . Ich lese so wenig die neuen Producte unserer Literatur, daß ich Elisa oder das Weib wie es sein soll bis jetzt nur aus dem Cataloge kenne; schon der Ausdruck das Weib wie es sein soll scheint mir schwankend. Nichts läßt sich auf einen allgemeinen Satz reduziren; das Weib wie der Mann ist zum ewigen Sein und daher zur beständigen Veredelung seines innern Ichs geschaffen. Das denkende Geschöpf in weiblicher oder männlicher Hülle wird, wenn es über den Zweck seines Daseins nachdenkt, auf dem Standort, wo es steht, mit redlicher Treue die ihm auferlegten Pflichten zu erfüllen suchen. Hausfrau, Gattin, Mutter sind mir am Weibe die ehrwürdigsten Namen, und das Weib, welches nach ihren individuellen Verhältnissen diese Pflichten am zweckmäßigsten erfüllt, ist auf ihrem Standorte das Weib wie es sein soll. Sanftmuth, Kraft zu dulden und Ordnungsgeist sind nothwendig weibliche Tugenden, aber bei Gott nicht die einzigen, die unseren Character ehrwürdig und uns auf unserem Standort nützlich machen. Sanftmuth ohne Festigkeit artet in Schwäche aus, durch die unsere Kraft edel zu wirken, unser Haus weise zu führen, gelähmt wird. Negativer Geist der Duldung, der nicht von heiterem Frohsinn unterstützt wird, macht uns zu so langweiligen Geschöpfen, daß die sanfte Dulderin oft vermieden wird, weil man sich an ihrem Umgang gar nicht erholen kann. Ordnungsgeist, wenn er ins kleinliche fällt, raubt uns das unwiederbringlichste, die Zeit. — Wollte man also einen Character entwerfen, der ist wie er sein soll, so müßte in diesem keine Tugend in Schwäche ausarten. Ich möchte sonst sagen, so wie für jeden Fuß ein eigner Schuh gemacht werden muß, so müßte auch für jeden Character, wie er sich mit einem andern verbindet, der für ihn passende da sein, wenn er nicht durch diesen gedrückt werden soll. Was ich vom Weibe mehr als vom Manne fordere, ist, daß das Weib sich mehr in die Schwächen ihres Mannes fügen muß, als sie es fordern und erwarten kann, daß der Mann sich in die ihrigen fügt; denn unsere Bestimmung ist die, denen, mit welchen wir leben, so viel möglich, ihre Sorgen zu vermindern, ihre Freuden zu erhöhen! — Der Mann muß außer dem Hause, das Weib im Innern ihrer Häuslichkeit wirken; wenn der durch äußeren Druck niedergebeugte oder mürrische Gatte in sein Haus tritt, dann müssen ihn da sanfte Theilnahme, liebevolle Sorgfalt, verständiger Umgang und anspruchslose Zärtlichkeit erheitern. . . . Die Tugenden, die wir vorzüglich in uns pflegen müssen, sind Bescheidenheit, Sanftmuth durch festen Sinn emporgehalten, sittliches Betragen im weitesten Umfange, dienstfertige Gefälligkeit, die so anspruchslos als möglich ist, und dann die große Gabe zu schweigen, wenn wir sehen, daß man unsern Rath nicht achtet; dies wären ohngefähr die edlen Fertigkeiten, die jedes Weib in sich üben müßte, so wie Eitelkeit und Herrschsucht die Schwächen sind, welchen wir unseren Verhältnissen nach am meisten unterworfen sind und eben daher am sorgfältigsten vermeiden müssen. Eitelkeit ist die Klippe jeder weiblichen Tugend und Herrschsucht die Klippe jeder weiblichen Liebenswürdigkeit. . . ."

In späteren Briefen berichtet sie auch über ihre Freundschaft mit Tiedge, der „auch Ihre Muse liebt und Ihre Frauenwürde ehrt," über viel körperliches Leiden, allerlei Reisen u. dgl. — „Meinem liebebedürftigen Herzen schließen sich neue Freunde an, die meinen Umgang lieben, und durch beseligende Erinnerungen lebe ich mit meinen geliebten Heimgegangenen fort, und freue mich, ohne Ueberdruß des Lebens, auf die Stunde, in welcher ich zum neuen Leben hinüberschlummern werde. Indessen bestrebe ich mich, meinen Umgebungen möglichst ihre Bestrebungen zu erheitern." —

So hatte Philippine auch in ihren späteren Jahren einen Kreis von Geistesverwandten, mit denen zu verkehren ihr ein Genuß war. Und wenigstens in der früheren Zeit ihrer Ehe kam es auch nicht selten vor, daß Durchreisende sie aufsuchten oder auch geradezu nach Kassel kamen, um die Bekanntschaft der Dichterin zu machen. Desto mehr fühlte sie wohl später die Vereinsamung. Zur Vervollständigung ihrer eigenen Ansichten über die Entwicklung der Poesie in ihrer Zeit gebe ich noch ein Fragment aus einem ihrer Briefe:

„. . . Uebrigens bescheide ich mich freilich gern, in dem Strom der jetzigen Zeit mit unterzugehn. Mich tröstet die ehrenwerthe Gesellschaft! Kaum kennen und lieben noch einige Alte die Lieder von Hölty, süß und unschädlich wie Reseda und Nachtviolenduft, die kräftigen lieblichen Oden von Stolberg und Klopstock, von dem mehrere Oden hinreißend schön und jedem Gebildeten verständlich sind. So manchem Kreis von Frauen und Mädchen nannte ich sie zur Probe: die meisten kannten die Namen nicht! Wohl haben wir in jetziger Zeit Dichter, die ich wundervoll nennen möchte, so wissen sie die deutsche Sprache zu gebrauchen, so melodisch und kräftig dichten sie, und deren Phantasie göttlichen Ursprungs ist. Auch ahmen sie ganz die phantasiereichen Dichter Italiens und Spaniens nach. Und manche auch fliegen selbst diese leuchtende Bahn. Aber ists wohl klug und billig, nur einerlei Art Dichtung zu schätzen? Der Musik gehts jetzt ebenso! es wäre viel davon zu sagen, auch erheben sich Stimmen — in der Wüste — dagegen! — Wunderliche Menschen! wie groß ist z. B. die Verschiedenheit der Früchte: Südlich und nördlich — in Farbe, Gestalt und Wirkung so mannigfaltig — und die Feinschmecker verschmähen nicht leicht eine Art derselben und der geistige Genuß des Schönen, der aus der mühseligen Gewöhnlichkeit des Lebens oft freundlich und selig uns erhebt — soll nur einerlei Modeweise sein!“ — —

Eine deutsche Dichterin vor hundert Jahren.

Von

Martin von Nathusius.

VII. Privatleben bis zum Ende.

Wir wenden uns nun zu dem näheren Kreise, in dem Philippine ihre Lebensjahre seit der Verheiratung zubrachte. Zunächst sehen wir uns nach ihren Beziehungen um, die sie in Kassel selbst hatte. Ihre Stellung war daselbst nicht ohne Schwierigkeiten und sie selbst hat sich dieselben nicht grade erleichtert. Ihre jugendliche Originalität, die sie mit dem Alter keineswegs ablegte, wurde natürlich mit den Jahren immer auffallender. Wie in der Poesie, so hielt sie sich auch im Leben und im Verkehr nie an die anerkannten Regeln. Ihre Offenheit und Herzensgüte durchbrach manche Schranke, die dem steifen Philisterium als unübersteiglich galt. Und so kam es denn, daß die Kriegsrätin eine stadtbekannte Persönlichkeit wurde, von der eine Menge Geschichten, teils wahr, teils halb wahr, teils ganz erfunden, in der Leute Mund waren.

Die Schwierigkeit der Stellung lag zum Teil an der tiefen sozialen Kluft, die damals im ganzen noch den Adel und die Bürgerlichen trennte. In dem bereits erwähnten Gedicht an die Königin Luise spricht Philippine aus, daß sie es ganz zufrieden wäre, nicht adlig geboren zu sein, von Raubrittern abzustammen u. dgl., aber heute, meint sie, hätte sie doch gewünscht, zu denen zu gehören, die, weil sie vom Adel waren, sich dieser Königin, „der Göttin der Erde", hätten nahen dürfen. Solcher Schranken aber gab es viele. Und nun hatte die Dichterin grade in der vornehmen Welt manchen Freund und Verehrer, wie u. a. das Subskribentenverzeichnis der zweiten Sammlung beweist, — und da sich daraus auch ein gewisser Verkehr ergab, so führte es zu Konflikten. Besonders der Frau Schwiegermama waren diese Beziehungen gar nicht recht. Sie war eine etwas steife Dame, die sich überhaupt in das Wesen des originellen Mädchens nicht finden konnte, die in Kassel den Namen „Champagner" erhielt, nachdem ihr Mann als Bräutigam bewundernd von ihr gesagt hatte, sie verhielte sich zu den Kasseler Mädchen wie Champagner zu Aepfelwein.

Als Philippine einst als junge Frau aus einer Gesellschaft kam und mit ihrem schönen Toupé im Sofa einschlief, saß die Schwiegermama dabei und äußerte ihr Mißfallen durch die sprüchwörtliche Redensart: „Nachbars Kuh und Kind — da weiß man, was man daran hat." — Philippine empfand dies Verhältnis natürlich selbst lebhaft, das

dadurch noch drückender wurde, daß sie mit des Mannes Mutter zuerst in ein und denselben Haushalt kam. Da gab es für ihre freie Natur viel Selbstüberwindung. In einem späteren Briefe an eine verheiratete Tochter schreibt sie: „Solltest du auch hierin mein Schicksal haben, daß du zuweilen bei deines Mannes Mutter, die andere Erziehung, anderes Zeitalter und andere Leibes- und Seelenbeschaffenheit hat und hatte, so bitt ich dich, sei wie ich war! Komm auch, wenn dir Unrecht geschehen sollte, immer freundlich wieder. Die Schrift sagt: „Laßt euch nicht das Böse überwinden, sondern überwindet das Böse durch das Gute!" Und so auch bei dem, was wohl nicht Böses, nur Schwachheit ist. So kommt die schöne Frucht."

Ein Gegenstand des Tadels der Schwiegermutter, wie auch aller „vernünftigen" Leute in Kassel war, daß sie im Jahre 1790 unter des Mannes Mitwirkung, aber auf ihren alleinigen Namen ein Haus mit Garten vor dem Weißsteiner (jetzt Wilhelmshöher) Thor kaufte. Damals war es noch nicht üblich, daß Honoratioren vor dem Thore wohnten, dazu brachte die damals noch bestehende Thorsperre manche Beschwernisse mit sich. Allein Philippine durchbrach mutig das Vorurteil, und schließlich zog einer nach dem andern in dieselbe Gegend, und so ist die jetzt so prachtvolle Wilhelmshöher Allee entstanden.

Noch einen besonderen Gewinn sollte Philippine von dieser Vorstadtwohnung haben. Dort lag auch das Korps der Feldjäger im Quartier, und einer der Offiziere, mit denen sich ein reger Verkehr ergab, war der als Dichter und Freund Seumes bekannte Herr von Münchhausen. Er wurde ein wirklicher Hausfreund und ist in den Jahren von 1798—1802 sehr häufig des Abends bei Engelhardts gewesen. Seine Erzählungen über seine Bekanntschaft mit Seume, über die Scenen des amerikanischen Krieges (zu welchem hessische Truppen unter dem Namen von „Hülfstruppen" an England verkauft waren*), waren sehr unterhaltend, und seine Unterhaltung über Dichtkunst für Philippine von großer Wichtigkeit und Bedeutung. Von ihm geht die Geschichte, daß er eines Abends gesehen habe, wie die Katze sich die noch etwas warme Ofenröhre zum Ruheplätzchen ausgesucht. Da habe er lachend ausgerufen: in diesem Hause ist doch alles genial, selbst die Katze!

Diese Genialität läßt sich allerdings nicht leugnen. Es war ein wunderliches Gemisch in ihr von praktischer und sehr sparsamer und wirtschaftlicher Hausfrau mit poetischem Sinn, übersprudelnder und nicht selten verletzender Offenheit mit einer Weichheit des Herzens und einer hingebenden Liebe, die überrascht. Ein Zeitgenosse berichtet nach ihrem Tode: „Was mich selbst betrifft, so gestehe ich, daß mich das Wunderliche in ihrem Charakter eher abstieß als anzog, erst später lernte ich das Treffliche recht schätzen und erkennen, indem sich darin meine Ansichten mit denen der Brüder Grimm begegneten und wir uns gegenseitig darauf aufmerksam machten. Dieses ungemeine Wohlwollen gegen ihre Mitmenschen, besonders gegen bedrängte und leidende, diese Lebensfrische und Lebenslust im hohen Alter, ohngeachtet einer höchst mühseligen und sorgenvollen Jugend, und der lebendigste Sinn für alles Gute, mit einer großen Lebensklugheit gepaart, waren Erscheinungen, welche sie zu einer höchst ausgezeichneten Frau machten, ganz abgesehen von den poetischen Talenten, in denen sie sich eine ganz eigne Art geschaffen und verdiente Anerkennung gefunden hat." —

Der Verkehr mit den Gebrüdern Grimm ist schon einmal erwähnt und es ist hier der Ort, einiges darüber einzuschalten. Jacob und Wilhelm Grimm, die verdienstvollen Begründer der deutschen Sprachwissenschaft und die sinnigen Sammler deutscher Märchen und anderer Aeußerungen des Geistes unseres Volkes, waren geborene Hessen (Hanau 1785 und 1786) und lebten zur westfälischen Zeit in Kassel, an der dortigen Bibliothek angestellt, bis Jacob in Göttingen Professor wurde, wohin ihm Wilhelm

*) Der alte Regnerus Engelhardt war amtlich an diesem Geschäft beteiligt gewesen und soll aus Gram über das Schicksal dieser armen Landsleute früh gestorben sein.

nachfolgte. Besonders Jacob war eine Zeitlang öfter im Engelhardtschen Hause, versorgte Philippine mit Büchern und Zeitschriften und erlustigte sich an ihrem Wesen. Anstatt der mir vorliegenden Notizen über die aus der beiden Brüder Munde aufbewahrten Nachrichten, die sich auf unsere Dichterin beziehen, gebe ich die damit übereinstimmenden Stellen aus deren gedruckten Briefen, auf die mich der Herausgeber derselben freundlichst aufmerksam gemacht hat.*)

Aus einem Brief vom 5. Mai 1820 an Frl. v. Haxthausen: „Die Frau Geheime Räthin Engelhardt wohnt nicht mehr in dem Haus, sie hat es verkauft, und da fast alle ihre Kinder versorgt sind, so muß sie mit etwas Gespräch und einer lebhafteren Unterhaltung ihre Zeit nützlich anzuwenden suchen. Ich sehe sie äußerst selten, indeß beehrte sie mich neulich auf eine Minute, d. h. etwas über eine Stunde, worin sie mir einen Theil ihrer Familiengeheimnisse vorgetragen hat. . . ."

An dieselbe vom 27. Mai 1821: „Unsere Freundin, die G. R. E. hat sich wie ein Phönix verjüngt, nachdem sie ihr Haus verkauft und das viele alte Gerümpel, das ohne Zweifel darin gesteckt, zusammengetragen, angesteckt und sich darauf verbrannt hat, ist sie jugendlich wieder daraus hervorgegangen. Eigentlich geschieht ihr durch dies Gleichniß zu viel Ehre, sie würde es gern annehmen, da sie über ihre Dichtergaben selbst am wenigsten Zweifel hegt. Sie hat sich vor dem andern Thor in einer kleinen Villa eingemiethet, die ein französischer Baumeister sich erbaut, und die innen allerliebst eingerichtet, außen reizend in einem kleinen Bosket liegt. Wir waren einmal zum Thee eingeladen. In dem größten Zimmer stand ein prachtvolles Sofa mit gleichen Stühlen von schwerem weißen Seidenzeug mit kleinen Blumen besät. Sie sagte mir: das ist mein Brautkleid, womit ich diese Möbel habe überziehen lassen; ich hatte es für den Fall, daß ich Wittwe würde und meine Kinder alle verheirathet sein würden, aufgehoben. Einen Herrn, der sich auf das Sofa niedergelassen, um sein Stückchen Butterbrod zum Thee zu genießen, rief sie ab, um ihn in ein dringendes Gespräch zu verwickeln. Sie gestand mir hernach, oder vielmehr sie sagte es aus freien Stücken, denn sie sagt Alles heraus: sie hätte ihn blos weggelockt, damit nicht ein Bröschen Butterbrod auf das Sofa fiele, es könnte davon fleckig werden, es sei doch ihr Brautkleid. Sie hat beides, etwas von einer Hexe und einer wohlwollenden und gutmüthigen Frau. In einer Kammer, in die ich gerieth, fand ich ein Bett mit einer Unzahl von alten gewaschenen Handschuhen, die darauf trocknen sollten. Sie hatte alle, die sie je gebraucht, ich glaube auch seit sie Braut gewesen, aufgehoben und wollte sie jetzt wieder in Stand setzen, um sich wahrscheinlich für die übrige Lebenszeit damit zu versorgen. So lebt sie beständig in geschäftigem Müßiggang. In einem der äußerst kalten Wintertage dieses Jahres hat sie einmal, wie alles weggegangen war, in einem Windofen selbst Feuer anmachen wollen, es ist kein Stroh da und ihr fällt ein, daß in einer Bodenkammer unter anderem Bettzeug auch ein Sack stecke, dessen altes Stroh zu verbrennen eine löbliche Oekonomie wäre. Sie geht also hinauf, wirft alles Bettwerk, denn der Sack liegt unten, mit der ihr eigenen Lebhaftigkeit auseinander. Es thürmt sich gegen die Thür und drückt diese zu. Wie sie endlich den Sack gefunden und die Hand voll Stroh erbeutet hat, sieht sie, daß die Thür, die nur von außen kann geöffnet werden, zugeschnappt ist und so muß sie drei Stunden in der Kälte verweilen, wo erst jemand heimkommt, der ihr Pochen hört und sie erlöst. Sie hat mir das Stückchen selbst erzählt."

Man merkt es diesen Mitteilungen an, wie der Schreiber — entsprechend der oben mitgeteilten Aeußerung — auf das Treffliche in Philippine sich selbst immer erst wieder aufmerksam machen mußte. Sie mag ihm manchmal etwas lästig gewesen sein. So wollte sie einst dem Jakob G. ihren Béranger aufdrängen zur Beurteilung und

*) In „Freundesbriefen" von Wilhelm und Jacob Grimm. Mit Anmerkungen. Herausgegeben von Dr. Alex. Reifferscheid, Professor der Philologie in Greifswald. (Heilbronn, Henninger.) 1874.

Beschaffung eines Verlegers; sie wurde abgewiesen, aber erklärte warten zu wollen bis er nach Hause käme, und sie sagte der Schwägerin gradezu: er will mich nur nicht sprechen. — Auch meinten die Grimms später, sie hätte einen durch ihr energisches Reden selbst oft zu Aeußerungen genötigt, die man nicht gern gethan hätte; sie bewegten einen zu sehr; deshalb mieden die Brüder den zu häufigen Verkehr. — In einem Briefe an Jakob macht sie ihm Vorwürfe, daß er — in ihrem Zimmer — nicht etwas länger gewartet hätte: „Noch vier Messerschnitten und ich und die Magd waren fertig und schlossen die Stube zu, sie lief nur noch hinaus, mir heißes Wasser für die Hände zu holen, und nun wollte ich hinüberlaufen, war froh gewesen, daß unser Franz Sie höchstens ein Viertelstündchen besaß und Sie liefen davon. Waren Sie preßirt? Freilich Antwort auf die Lesegesellschaft hatte ich nicht." — Ein andermal beklagt sie sich: „Niemals meine Zimmer zu betreten — ist das wol recht? Nie das Handwerk zu begrüßen?" —

Den Anfang ihres Verkehrs mit J. Grimm bespricht ein Brief vom 11. Februar 1807: „Daß ich eine arme geplagte Hausfrau bin, der Sie gar nichts übel nehmen und in jeder Lage vorlieb nehmen müssen, beweist Ihnen das hinlänglich, daß ich über die Kinder, die das böse Wetter wie Küchlein unter die Henne an mich drängt, Ihnen noch kein Wort auf Ihr die Bücher begleitendes Billet sagen konnte. Die unsichtbare oder heimliche Gemeinde der Fühlenden und Denkenden in Kassel sollte wie alle nur geduldete und gedrückte Sekten desto fester zusammen halten. Sie wissen, daß ich daher Sie zuerst anredete und wir Sie zu uns einluden, weil mein Mann Sie außerordentlich als Geschäftsmann lobte und wir Frauenzimmer den Denker und Schreiber in Ihnen sehen wollten. Freilich, neulich Ihr erstes Kommen schlug fehl. Wir waren ausgebeten und das Stündchen uns geweiht verlängerte sich und die Mädchen, was ich nicht wußte, da mich ein Geschäft zurückhielt, waren, da sie Ihre Stimme nicht kannten, in ihre Kammer gelaufen. Die schöne Mode sollen sie bei Ihnen, der ein belehrender Umgang ist, ablegen. Kommen Sie wann Sie wollen, auch Ihr Bruder soll witzig, fleißig und brav sein, bringen Sie auch ihn mit. Ich sage Ihnen, handeln Sie klüger als durch Kummer über nicht zu ändernde Lagen des Landes und durch Nachtsitzen bei literarischen Arbeiten, noch dazu bei schwerer Amtsarbeit sich aufzureiben. Man muß machen, daß man die bösen Zeiten überlebt, um bessere genießen zu können. Musik und munteres Gespräch soll, denke ich, Sie zuweilen aus dem Trübsinn ziehen, den ich in Ihrem Antlitz lese. Des Abends ist man wohl am ruhigsten. Kommen Sie aber, daß Sie noch sehen können. Wer wird den Weg scheuen, den mein Mann zu allen Zeiten geht? . .

Ein andermal beschreibt sie in zwei Briefen, durch fast 14 Tage getrennt, den Eindruck eines Romans, den ihr Grimm verschafft. Die Heldin heißt Delphine. Im ersten Brief ist sie ganz entzückt: „O es waren schmerzlich süße Stunden, in denen mein alterndes Herz die Qual dieser Liebenden las. Früh deckte der Rasen Herzen, deren Qual ich nicht für so mächtig hielt, bis ich es selbst fühlte. Die Zeiten der Blüthe, von denen mir nichts blieb als Erinnerungen, die kein Alter vertilgt — in schönen mit Nacht schattirten Bildern zoget ihr mir vorüber in diesen Schilderungen." Jedoch, nachdem sie auch die andern Teile gelesen, heißt es: „Alle schmerzlich angenehmen Empfindungen . . . versöhnen mich nicht mit der grausamen Schreiberei, die alle diese Eigenschaften blos benutzte, um die in jeder anderen Lage an die Gottheit grenzenden Menschen zu verderben! . . . Weg mit ihr! sie hat mich so beklemmt und geängstet, daß ichs ihr nie vergebe. Sonderbar genug, daß ich mein bescheiden Theil besonders darin bekommen, die oft schon, indem sie Menschen zu helfen suchte, an Ruf und Ruhm und Vermögen litt, und stets so handelte wie jenesmal, wo ich drei Hunde einer Freundin von einer englischen Dogge retten wollte, welche sie halb zerriß, mein Unglück voraussah und dennoch die Schürze über die armen Thiere zog, als ich mit Rufen sie gelockt und den großen Hund staunen gemacht hatte — er schüttelte mich aus Gnade nur so, daß ich mit achttägigen Knieumschlägen davon kam. — Ich danke Ihnen nochmals für das

liche böse Buch. Leihen Sie mir, die, seit sie die Hessische Brodweisheit lernen mußte, in Geistesarmuth gerieth, doch ferner Bücher, was es ist, in meiner Lage und Alter verdaut man Alles. NB. sogar in einer Stunde kann ich, wenn es sein muß, ein mäßiges Buch ausleseu. Bestimmen Sie nur die Zeit. Wenn Sie's aber erlauben, so geb ich sie auch den Töchtern zuweilen zu lesen. Journale haben Sie und Ihre Freunde wol viele. Ich kenne fast keins und oft ist von mir selbst etwas darin."

Diese Grimm'schen und ihre eigenen Aeußerungen geben, so denke ich, ein anschauliches Bild ihres Wesens. Die Lebhaftigkeit ihres Sprechens muß außerordentlich gewesen sein. Sie wußte alles mitzuteilen, was sie bewegte und immer mischte sie — wie in dem Brief über Delphine — Selbsterlebtes, Eigenes hinein. Sie aß kaum vor Sprechen und konnte auch, da sie alles was um sie vorging bemerkte, die geringsten häuslichen Kleinigkeiten episodisch mitten in der größten Rührung, etwa Trauer über lieben Verlust oder dergl. einfügen, z. B. „schmier nicht so dick, die Butter ist theuer." — Auch auf der Straße redete sie ihre Bekannten fleißig an und soll zuweilen in den haltenden Wagen hinein lange Geschichten erzählt haben. Oder sie kam zum Besuch bei ihren verheirateten Kindern, machte nur die Thür auf, rief etwas Freundliches hinein oder eine gute Lehre oder etwas, das sie gerade beschäftigte — und ging wieder.

Die von der Mutter gelernten sprichwörtlichen Redensarten wendete sie noch im Alter viel an. Man konnte sie sitzen und lesen sehen, plötzlich schlug sie das Buch zu und rief im Aufspringen: „Man kann nichts verschwören als das Naseabbeißen" — d. h. es ist doch wirklich alles möglich. Ueber die Zeit der Mode hatte sie das Scherzwort: „Wenns Mode ist, singt man Pumpernickel in der Kirche." Andere solche Redensarten waren: „Das Licht an beiden Enden anstecken geht nicht" — „die Tollen frieren nicht" u. s. w.

Ihr Leben in dem Hause vor der Stadt hat sie sich und den Ihrigen recht freundlich gestaltet. Große Gesellschaften, in denen es steif herging, sowie die gesundheitsgefährlichen Bälle mochte sie gar nicht. Gern dagegen unternahm sie Vergnügungen im Freien mit Kaffeetrinken, Musizieren u. dgl. Heutzutage verstehen sich derartige Unterhaltungen von selbst. Damals gehörte eine gewisse innere Freiheit dazu, um sich nicht durch Vorurteile darin stören zu lassen.

Ihre eigne Geselligkeit im Hause war sehr belebt. Noch manche andere originelle Stücke außer dem Brautkleid als Sofaüberzug fielen dabei vor. Einst hatte sie Gesellschaft, war aber mit den Vorbereitungen dazu noch nicht fertig, so daß die eintretenden Gäste sie im Hause nicht finden und in den Garten treten, wo sie etwas deutlich ihre Verwunderung über dies Benehmen der Frau Kriegsrätin aussprechen. Philippine saß in den Erbsen und hörte diese Aeußerungen. Sie rief plötzlich: die Frau Kriegsrätin pflückt Erbsen, wenn ihr sie nachher essen wollt, müssen sie doch erst gepflückt werden.

Mit welcher raschen Entschlossenheit sie handeln konnte, dafür ist Belag, daß, als einst ein vornehmer Besuch angemeldet wurde, sie aber in der Wohnstube von vielen nicht sehr sehenswerten Gegenständen umgeben war, Windeln u. s. w., — sie schnell alles zusammenraffte und aus dem Fenster warf.

In den ersten Jahren ihrer Ehe regte sie befreundete Familien dazu an, daß sie gemeinsam ein Liebhabertheater einrichteten — wieder zum großen Kummer der Schwiegermutter. Daß Philippine ihre Rolle lebendig durchgeführt, läßt sich denken. Auch Musik wurde viel getrieben. Sie selbst sang reizend zur Harfe und in den späteren Familienschilderungen kommt wiederholt der hinreißende Gesang ihrer Töchter vor.

Erwähnt habe ich im häuslichen schon ihre Wirtschaftlichkeit. Auch darin freilich hat sie gewiß manchen Mißgriff gethan. Ihr Wirtschaften war ohne System, bestand in einer Unzahl kleiner Besorgungen und kostete daher viel Zeit. Doch hatte sie Sinn für alle Kleinigkeiten und auch Lust dazu. Des Abends sucht sie im Garten mit der Laterne die Schnecken ab. Noch aus der Ferne, in Briefen, sorgt sie für ihre Blumen und fragt an, ob dem Vogel das Freßnäpfchen nicht etwa auch verkehrt gehängt werde.

Sie hielt sehr viel auf Reinlichkeit und war deshalb viel in der Küche, um alles stets zu überwachen.

Durch das Wirtschaften hindurch aber konnte sie poetische Eingebungen haben und sich innerlich geistig beschäftigen. Oft schrieb sie die besten Gedanken, Briefkonzepte, Gedichte ꝛc. auf die Rückseite einer gerade vorhandenen Rechnung, z. B. einer solchen für Flicken eines schwarzen Strohhuts. Auf Schusterrechnungen, Mietskontrakten, Witwengehaltsquittungen haben wir solche Entwürfe, auch so, daß sich die Zeilen überlaufen; recht ein Bild ihres Lebens! Wenn sie auch wirtschaftlich sein wollte, so durfte doch nie die Sparsamkeit zu sehen sein. „Keine ausgezirkelte, oft der Gesundheit schadende Sparsamkeit ängstigt die Mitgenießenden," sagt sie selbst. Um aber alles preiswürdig zu bekommen, ging sie am liebsten selbst zu den Kaufleuten. Sie behauptete, sie kaufe alles selbst am besten ein, weil sie freundlich mit den Leuten, so gäben sie ihr auch immer das Beste. Jedoch mag ihre Gutmütigkeit dabei oft getäuscht sein. Seitens der Dienstboten war dies wenigstens der Fall. Sie war zu harmlos, ließ sich hinter das Licht führen, weil sie allen Menschen das Beste zutraute und auch da, wo sie Fehler sah, nicht energisch einschritt. Sie klagte selbst, daß sie mit Untergebenen schlecht auskäme, weil sie es nicht über sich vermöchte, durch Zwang etwas zu erreichen.

Für ihre außerordentliche Herzensgüte und feinen Takt erzähle ich noch eine Anekdote. In einem kleinen Kreise von Freunden ihres Mannes war es eines Abends sehr heiter hergegangen. Der eine der Freunde kommt etwas angeheitert zu seiner ziemlich ungebildeten Frau zurück und erzählt, wie reizend es bei Engelhardts gewesen sei und was das für eine Frau sei, wie sie verstände das Leben zu verschönen u. s. w. Darüber wird die eigene Frau gereizt und antwortet: Nun, eine Gans kann sie doch gewiß nicht braten. Das erzürnt aber den begeisterten Gatten noch mehr und es kommt schließlich zu Schlägen. Philippine hört davon und ist außer sich, daß sie die unschuldige Ursache einer so gemeinen Handlung gewesen. Nach einiger Zeit macht sie sich deshalb auf, um die Frau zu besuchen, trifft sie im Garten und redet sie sehr freundlich an, wie sie gehört, daß jene so sehr erfahren in Gartenarbeiten sei, während sie selbst lange nicht genug davon verstände; sie hoffte recht, daß sie ihr mit Rat zur Seite gehen werde u. s. w. Es entwickelt sich daraus ein ganz freundschaftliches Gespräch und ein herzliches Verhältnis der beiden Frauen.

Die schon mehrfach erwähnte Herzensgüte zeigte sich bei Philippine in einer großartigen Wohlthätigkeit, wie auch bei den kleinsten Gelegenheiten. Grimms erzählen, daß der Herr Kriegsrat einst in Gala aus einer feierlichen Sitzung kommend, auf ihr Geheiß dem weinenden Fleischerjungen den Karren bergan schieben mußte. Sie schenkte und gab was sie hatte. Ihr Mann erbat einst von ihr die Flasche Wein, die er noch stehen habe, — allein Philippine mußte sich entschuldigen, sie habe sie grade einem armen Manne geschenkt. Ein Bedürfnis kennen nnd es nicht erfüllen, das war ihr unmöglich. Wiederholt ging sie mit Bitten an die Oeffentlichkeit, und auch der ehemals landgräfliche und später kurfürstliche Hof mußte ihr herhalten. Sie selbst nannte sich einen Anwalt aller Nichtsnutze. Aber das war grade ein Kennzeichen ihrer Wohlthätigkeit, daß sie nicht allzuviel prüfen und überlegen wollte. Ueberlegte Barmherzigkeit, meinte sie, ist schon eigentlich keine mehr.

Ein Brief von ihr an die Hofdame der Kurfürstin (30. Juni 1806) versetzt uns am besten in diese Art ihrer Thätigkeit. Sie schreibt: „Ich sagte kürzlich zu unserm Pfarrer Wille, ich wollte suchen, mich aus dem guten Rufe — der Wohlthätigkeit zu bringen. In Wahrheit, so oft ein Thälerchen endlich gesammelt ist zu nothwendiger Bekleidung oder ein bischen Leinen für die Kinder, so zergänzt es eines Unglücklichen Bitte, oder mein eignes Ausforschen des häuslichen Elends der Armuth; und ein Kindbett oder Sterbelager dieser oft von Allem entblößten nimmt wohl Alles auf einmal weg. Ich habe eine Weile her meine erhabenen Freundinnen ziemlich in Contribution gesetzt. Frl. von Baumbach gab eben ein ganzes Bett einer unheilbar Schwindsüchtigen,

die wund und als Gerippe ihr Fieber auf mürben Lumpen und hartem Stroh litt. Sie hat nun ausgelitten und durch das Bett fand ihre tolle und gebrechliche Tochter Aufnahme. Die gute B. ging selbst an das ekelhafte erste Lager und hat ein Kostgeld zusammengeworben für das verlassene tolle Mädchen. Frau v. Waitz gab einer Kranken monatlich einen halben Thaler, und so haben manche mir geholfen, etwas Linderung zu geben, wie Gott befohlen hat . . ." Und nun kommt das eigentliche Anliegen erst selbst, nämlich wie früher einer Frau von Stande, so jetzt einer gewöhnlichen Frau zu helfen.

Sehr viel Gelegenheit, ihr mitleidiges Herz rühren zu lassen, hatte Philippine durch die amtliche Thätigkeit ihres Mannes. Nach der Restauration wurde Engelhardt Direktor des General-Kriegskollegiums. Das Heer mußte schnell wieder hergestellt werden und so drängten sich die Geschäfte. Es wurde ausgehoben und für Kriegsbedarf gesorgt. Zum Kriegsdienst wurde alles, was nur Waffen tragen konnte, herangezogen und die Unabkömmlichkeit von Hause wenig berücksichtigt. Nun kamen aber Männer, Weiber, Kinder als Supplikanten, umlagerten das Haus und klagten oft wehmütig ihre Not, zumeist der Frau Kriegsrätin. Sie wurde durch die Dürftigkeit dieser Leute und ihre Not gerührt und sah sich bei der Erschöpfung ihrer eigenen Mittel veranlaßt, in öffentlichen Blättern zur Beihülfe aufzufordern. Eine solche poetische Bitte habe ich oben schon mitgeteilt. Sie hatte eine Kasse für Soldatenfrauen, für welche ihr auch der Kurfürst 20 Rthlr. und die Frau Kurfürstin 10 Rthlr. zukommen ließ.

Bei ihrer rücksichtslosen und zügellosen Wohlthätigkeit wurde es dem Manne zuweilen etwas bange. „Du wirst noch Ungelegenheiten davon haben" — sagte er zuweilen, obgleich er selbst gleichfalls sehr wohlthätig war und auch ganz die menschenfreundliche Art seiner Frau hatte. Er führte selbst, in voller Uniform, Bettelkinder an der Hand seiner Frau zu mit der Bitte: „Du wirst wohl noch etwas über haben." — Die vorausgesagten Ungelegenheiten traten aber wirklich ein. Engelhardt selbst zwar erlebte es nicht mehr. Er starb am 27. Januar 1818 plötzlich am Schlagfluß. In diese Betrübnis hinein aber kam eine andere, in die sie durch eine schwere Verleumdung versetzt wurde. Ein nichtsnutziger Jude nämlich, in gerichtliche Untersuchung darüber gezogen, daß er einem Soldaten im Jahre 1814 300 Rthlr. unter dem Vorwande abgepreßt hatte, ihn vom Militär freizumachen, was aber nicht eingetreten war, — gab vor, er habe jenes Geld an Philippine gegeben, um durch sie ein gutes Wort für den Soldaten zu erlangen. Also die Beschuldigung einer geduldeten Bestechung. Nun war nicht zu leugnen, daß der Jude eine Kleinigkeit zu jenem Unterstützungsfonds beigetragen und sich auch oft Gelegenheit gemacht hatte, um in Engelhardts Haus zu kommen, aber der unerlaubte Zweck dabei war frei erfunden. Auf Philippine machte die Sache einen tiefen Eindruck, besonders schmerzlich war ihr die Besudelung des Andenkens ihres eben verstorbenen Gatten. Sie selbst mußte vor Gericht als Zeugin erscheinen. Glücklicherweise blieb kein Rest von Verdacht gegen beide und der Jude wurde wegen Erpressung zu sechs Monaten Zuchthaus und zur öffentlichen Ausstellung verurteilt.

Charakteristisch ist die in dieser Angelegenheit gepflogene Korrespondenz Philippinens mit ihrem Sohne Wilhelm, der ihr Anwalt war. Unter andern hat sie das ganze Sachverhältnis schriftlich aufgesetzt, natürlich in ihrem Stil, der durchaus nicht der Gerichtssprache entsprechend war. Aber sie setzt hinzu: „den erzählenden Anfang laß nur so, das Ungewöhnliche macht immer Eindruck." —

Wenden wir uns zum Schluß noch zu Philippinens engerem Familienleben insbesondere. Mehrfach vorgekommen ist schon der Mann. Schon bei der Verlobung mußten wir die etwas steife Hülle erwähnen, in der sich der beste und redlichste Kern barg. Die Neigung zur Pedanterie kann man sich als Erbschaft seiner Mutter wohl denken. Als junger Mensch soll er eine Viertelstunde sich mit einem Flecken haben beschäftigen können, den er aus seinem Rock bürstete. Hält man daneben Philippinens rasches freies Wesen, ihr vieles Reden, mit dem sie auch den Gatten oft in vielen

Kleinigkeiten meisterte (z. B. bei Tische: so mußt du nicht schneiden u. dgl.) — so kann man sich denken, daß es an Reibungen nicht fehlte. Desto mehr ist es hervorzuheben, eine wie glückliche Ehe sie doch führten. Seine Freude an ihrem frischen gefälligen Wesen ist bis zum Ende dieselbe geblieben.

An Bürger schrieb sie (Nr. 23): „Engelhardt ist fromm, hat viel Kopf und Geist und sein Aeußeres ist mir angenehm." Und Bürger hatte darauf geantwortet: „Dank Sie dem Himmel für den lieben frommen Mann; desto weniger Schläge kriegt Sie." — Diese innere Gediegenheit aber tritt wirklich überall an ihm und seinen Aeußerungen hervor. Als junger Mann hatte er (anonym) ein Buch geschrieben, das uns hier interessiert. Es führt den Titel: Versuch über den wahren Begriff der Ehe und die Rechte bei der Errichtung derselben in Hessen-Casselischen Landen. (Errare non vitium est sed natura. Seneca.) Cassel, 1776. — In der Vorrede entschuldigt er sich sehr komisch und weitläufig, daß er, ein lediger junger Mann, über die Ehe schriebe, als ob ihm „eine üble Auslegung" gemacht werden könnte „über die Beschäftigung seiner Gedanken mit einem Gegenstande, den einige zu heilig, andere zu profan dazu halten." Er erklärt dies für ein Vorurteil, streicht die Wichtigkeit des Gegenstandes heraus und sagt, wie er „diese Lehre auch schon vorher wegen ihrer Verbindung mit der praktischen Philosophie vor vielen anderen trockenen Lehren der Rechtsgelehrsamkeit vorgezogen" habe und jetzt durch Sammlung von Verordnungen darüber zu dieser Untersuchung veranlaßt worden sei. Mit Bayards Wahlspruch sans peur et sans reproche tritt er, dem Rat seiner Freunde entgegen, damit ans Licht. — Aus dem Inhalt teile ich nur mit, daß er keineswegs aus Kompilationen besteht, sondern auf Grund eigenen Nachdenkens tritt der Verfasser auch herrschenden Ansichten entgegen und zeichnet sich namentlich durch die Anhänglichkeit an deutsche Sitte und christliche erhöhte Forderungen dem römischen Rechte gegenüber aus. Zur Kennzeichnung gebe ich nur folgenden Satz: „Das eigne Bewußtsein wird es hoffentlich Viele lehren, daß das Sanfte der ehelichen Freundschaft, daß die ungetrennte Vereinigung und willige Theilnehmung am Glück und Unglück mit einer der Hochachtung und Freundschaft würdigen Person des anderen Geschlechts der Endzweck ihrer Ehe war. Aber dies sind immer Güter, die uns die Ehe nicht von selbst mittheilt. Es sind Güter, deren Besitz von uns selbst, von der Güte und der Moralität unserer Gesinnungen, von unserer Wahl und kurz von Nebenumständen abhängt, die, so fähig auch übrigens die Ehe ist deren Erlangung zu befördern, dennoch vielleicht nur allzuoft von derselben getrennt sind. Und eben dies zeigt uns, daß auch diese nicht die Eigenschaft habe, die bei einem Zwecke, der uns das Wesen der Sache selbst darstellen soll, nöthig sind."

„Die Güte und die Moralität der Gesinnungen" waren es, welche auch die Engelhardtsche Ehe zu einer glücklichen machten. In dem Entwurfe zu einer Erzählung stellt sie als Forderung auf, daß die Frau dem Manne alles Vorhergegangene bekennen müsse. Also ohne die innigste Harmonie konnte sie sich die Ehe nicht denken. Selbstredend zeigte sich auf diesem Grunde doch nicht selten Verschiedenheit der Ansicht. So z. B. auch in der Erziehung. Philippine hatte gar keinen Sinn für strenge Zucht. Sie gewährte grundsätzlich den Kindern möglichste Selbständigkeit, wobei ihre Nachsicht in das Weite ging. So gestattete sie, daß ihre Kinder, wenn sie sich bei Tage müde getobt, des Abends das Sofa in der Wohnstube einnahmen, gewöhnlich da einschliefen und zum Abendessen nicht geweckt wurden. Wenn sie dann vom Bedienten zu Bett gebracht werden sollten und sich dagegen sträubten, weil sie noch nicht gegessen hätten, befahl der Vater, daß sie trotzdem transportiert würden. Dann aber legte sich Philippine ins Mittel und gab ihnen erst noch eine Mahlzeit mit den Worten: sind sie's nicht wert, so sind sie es doch bedürftig.

Die Kinder hatten deshalb auch mehr Liebe zu ihr als gerade Respekt. Aber darauf ging auch ihr Erziehen aus. Sie gab sich ganz den Kindern hin, und bei ihrer reizenden Art, mit ihnen umzugehen, ihre Interessen zu teilen und sie in die ihrigen

einzuführen, ist es begreiflich, daß die Kinder mit einer wahrhaft schwärmerischen Liebe an der Mutter hingen. Besonders die Töchter erzog sie sehr häuslich und freute sich, wenn ihre Näh- und Kochkunst gerühmt wurde. Wie eine Glucke, sagte sie selbst, säße sie immer in Haus und Garten, von ihren Küchlein umgeben, mit denen sie spricht, näht, singt u. s. w.

„Sanft nur ziehe der Kinder Herz und Willen,
Daß sie Freundin in der Mutter sehn" —

so drückt sie selbst ihr Streben aus.

Leider blieb dies innige Verhältnis der Jugend nicht in die späteren Jahre hinein. Sie schreibt 1810 an ihren Schwiegersohn Nathusius: „Ich traue darin meinen Töchtern mehr Festigkeit zu als ihrer Mutter, die stets der Sachwalter der Unarten der Kinder war und die gute Polizei hintansetzte, um nur nicht strafen zu müssen. Jetzt sinnt sie auf ein anderes Mittel gegen die unangenehmen Folgen eines solchen Benehmens, wodurch die Kinder eigenwillig und ungehorsam werden, und will sie alle von sich entfernt wissen." — Entsprechend schreibt an denselben der Mann von dem „sonderbaren Gedanken meiner Frau, alle Kinder bis allenfalls Elisen von sich entfernen zu wollen und darin den Anfang einer glücklicheren Lage zu setzen. Aber ist sie nicht selbst Ursache an dem Mangel an Folgsamkeit und Ehrerbietung, indem sie aus Schwäche und Weichherzigkeit auch bei den jüngsten Kindern durch augenblickliche Bestrafung ihren Worten und Befehlen Ansehen zu geben unterläßt? Dadurch, daß sie sich jedesmal des zu Bestrafenden gegen mich angenommen und Mißhelligkeiten veranlaßt hat, ist es denn dahingekommen, daß nur in ihrer Abwesenheit ich mich getraut habe, durch Strafen eine bessere Hauspolizei und Kinderzucht aufrecht zu erhalten."

Uebrigens konnte Philippine in ihrem Alter doch im Ganzen über schlecht erzogene Kinder nicht klagen. So kann sie denn auch wieder ganz befriedigt auf ihr Erziehungsverfahren zurücksehen: „Ich habe den Kleinen nicht ihr zartes ungewisses Leben durch Schläge und Aufraschen jeder kleinen Schwachheit getrübt und den großen liebreichen Rath statt Beschämung und Härte gegeben und erstaunend selten mich meines Mutterrechts bedient. Gott sei Dank, daß nun auch jedes in der Welt seine Stelle gut auszufüllen weiß." Sie hat sie fast alle in guten und ehrenvollen Stellen gesehen und hat in regem Verkehr mit ihnen gestanden und an den Freuden und Leiden derselben innigen Anteil genommen. Wie schon erwähnt, war sie fast in jedem Sommer ihrer späteren Jahre in Althaldensleben bei ihrer Tochter Nathusius. Aus der dortigen Kinderstube und den Gängen des herrlichen Gartens haben wir eine Anzahl hübscher Lieder von ihr. Sie hatte dadurch auch ein völlig sorgenloses Alter, das ihr gestattete auch zu den Verwandten nach Nürnberg, zum Bruder nach Heidelberg, zu der Freundin in Gotha anregende Reisen zu unternehmen. In früheren Jahren war es zuweilen etwas knapp hergegangen. Besonders zur westfälischen Zeit. Mit dem Jahre 1806 begann die unselige Zeit der beständigen Einquartierungen mit sehr viel Unbequemlichkeit und Kostenaufwand. Im Jahre 1808 bei der Organisation des Königreichs Westfalen bekam Engelhardt als Appellationsrichter eine geringere als seine frühere Besoldung. Man mußte sich einschränken und so entstand der Gedanke, einige Zimmer zu vermieten. Auf diese Weise kam der spätere Schwiegersohn Nathusius in das Engelhardtsche Haus, dessen Verbindung mit Luise der Lage der Familie, die damals erst einen wohlversorgten Sohn hatte, eine ganz andere Wendung gab. Den lebhaften Anteil, den Philippine an dieser Verbindung nahm, die Liebe, die sie dem ersten Schwiegersohn zuwandte, machte die Bedrängnis der früheren Zeit vergessen.

Im Jahre 1813 kamen neue Kriegsschrecken: der Ueberfall der Kosacken, das Abziehen und Wiederkehren der Franzosen, endlich die Flucht des Königs u. s. w. Philippine ertrug alles mit Geduld und nahm an der Befreiung des Vaterlandes den herzlichsten Anteil. Die rohe russische Einquartierung, besonders die Kosacken, wußte sie auf unglaubliche Weise durch Musik, Klavier und Gesang zu bezähmen. Die Rückkehr

des Kurfürsten brachte alle Angestellten wieder auf ihren früheren Posten. Engelhardt wurde Direktor des General-Kriegskollegiums. In der westfälischen Zeit schreibt sie mal an Grimm, daß ihr Mann vom Minister in die zweite Klasse gesetzt sei und fürchtet gar, daß er pensioniert werde. Er selbst sagt erbittert: laß sie machen und suche ja nicht zu vermitteln. Aber sie kann es denn doch nicht ganz lassen. „Mehrere sind, die nicht den zehnten Theil der Billigkeit und Gelehrsamkeit meines Mannes haben, welches nebst Gottesfurcht zum Appelationsrichter gehören. Was wissen aber die Fremden! Schon einmal hintansetzten sie ihn."

Ihre Teilnahme an den öffentlichen Ereignissen geht schon aus den Liedern hervor, die ich früher erwähnte. Zuletzt war es noch die Revolution von 1830, die sie in Aufregung versetzte. Unter der Menschenmenge, die ganz schwarz die Allee ausfüllte, befand sich auch Philippine. Ein Bürger redet sie an: dies ist doch keine Zeit für alte Frauen! und führt sie nach Hause. — Aber es leidet sie da nicht lange, sie muß wieder dazwischen. — Diese Lebendigkeit und Teilnahme hat sie nie verloren. Selbst in der Gestalt hat man noch die Greisin, sobald man das Gesicht nicht sah, für ein junges Mädchen gehalten.

Auch ihre Gesundheit war im ganzen eine kräftige. Nur an Rheumatismus litt sie später oft. Merkwürdig aber war, daß diese tapfere Frau eine große Angst vor gefährlichen Krankheiten hatte. Auch von der Meinung, Geister gesehen zu haben, war sie nicht frei. Und vor einer stark ausgeprägten Todesfurcht konnte sie ihre aufgeklärte Art der Frömmigkeit nicht schützen.

Es war im Sommer 1831, daß die Cholera durch Deutschland ging. Philippine reiste mit Furcht vor dieser unheimlichen Krankheit nach Magdeburg, floh aber von da bald auf das Land nach Althaldensleben. Und als auch da Vorbereitungen gegen diesen Feind getroffen wurden, trieb es sie zurück nach Kassel. Dann bald von da zum Sohn nach Ampfurth wieder in das Magdeburgische und endlich langte sie in Blankenburg am Harz an, wo sich ihre Tochter Karoline für einige Monate aufhielt. Die Tochter war erschrocken über das Aussehen der Mutter. Nachdem sie dort einige Tage geweilt und auch die schöne Umgegend in einem weiten Spaziergange genossen hatte, legte sie sich zu Bett. Es war aber nicht die gefürchtete Cholera, sondern eine Nierenentzündung, die sie niederwarf. Ein wiederholter Schlaganfall nahm ihr fast ganz die Besinnung. Während der letzten Stunden zog gerade die Kurrende vor dem Hause auf und sang einige geistliche Lieder. Philippine gab deutliche Zeichen, daß sie verstehe und zuhöre. Ihre Tochter kniete am Bette nieder und betete um ein sanftes Ende, das denn auch am Abend des 28. September 1831 eintrat.

Am Fuß des Harzes auf dem alten Kirchhof in Blankenburg steht auf ihrem Grabe ein Stein, auf ihm eine Leier. Die Saiten derselben sind gerissen und Philippines Poesie ist längst verklungen. Nur in einem geschichtlichen Rückblick auf Kultur und Litteratur vergangener Tage ist ihrer auch hier gedacht. Aber der große Kreis ihrer Nachkommen verehrt dankbar das Andenken der Ahnfrau und manch Erbstück ihrer poetischen Genialität, ihrer Anmut und Herzensgüte lebt in ihren Nachkommen.